

ELIZABETH HAYNES | Wofür du stirbst

### *Das Buch*

Eine ruhige Wohngegend, gute Nachbarschaft – und ein erschreckender Tod: Zufällig stößt Annabel Hayer auf die stark verwesene Leiche einer Frau im Nachbarhaus. Die Fallanalytikerin ist alarmiert, doch die Polizei von Briarstone stellt keine Fremdeinwirkungen fest – die Frau scheint einfach verhungert zu sein. Annabel forscht auf eigene Faust nach und findet bald heraus, dass in der englischen Kleinstadt, in der sie lebt, im Laufe des vergangenen Jahres mehr als zwanzig solcher stark verwesener Leichen gefunden wurden – in keinem Fall war es zu Gewalteinwirkungen gekommen. Alle diese Menschen hatten sich von ihrer Umwelt zurückgezogen und waren vollkommen vereinsamt. Bald stößt Annabel auf die Spur eines Mannes, der zu mehreren Opfern in deren letzten Lebensmonaten und Wochen täglich Kontakt hatte. Doch bevor sie mehr herausfinden kann, stürzt der plötzliche Tod ihrer Mutter Annabel selbst in ein tiefes Loch. Wochenlang will sie niemanden sehen, kann nicht arbeiten. Bis eines Tages ein freundlicher junger Mann vor ihrer Tür steht ...

### *Die Autorin*

Elizabeth Haynes wuchs in Seaford, Sussex, auf und studierte an der Leicester University Englisch, Deutsch und Kunstgeschichte. Sie arbeitet als Fallanalytikerin bei der Polizei und lebt mit ihrer Familie in Kent. Ihr Debüt *Wohin du auch fliehst* war ein internationaler Bestseller. *Wofür du stirbst* ist nach *Wenn es Nacht wird* ihr dritter Thriller im Diana Verlag.

Ein Interview mit der Autorin finden Sie auf Seite 475.

ELIZABETH HAYNES

# Wofür du stirbst

Psychothriller

Aus dem Englischen von Christiane Winkler

**Diana** Verlag

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel  
*Human Remains* bei Myriad Editions Ltd., Brighton



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 02/2014

Copyright © 2013 by Elizabeth Haynes

First published in 2013 by The Text Publishing Company

Copyright © 2014 der deutschsprachigen Ausgabe

by Diana Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion | Kristof Kurz

Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München

Umschlagmotiv | © StockFood Creative/Getty Images

Satz | Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-453-35770-9

[www.diana-verlag.de](http://www.diana-verlag.de)

*In Liebe meinen besten Freundinnen  
Angela Wiley, Karen Aslett  
und Lindsay Brown*



## Annabel

Ich kam nach Hause und roch die Mülleimer, die in der kalten Luft einen schwachen Gestank verbreiteten, sodass ich die Nase rümpfte.

Ich ging ins Haus, öffnete die Hintertür, schüttelte die Schachtel mit Katzenfutter und hoffte, dass sie angerannt käme. Die Nacht war sternenklar, sie würde also vermutlich erst dann an der Hintertür maunzen und kratzen, wenn ich im Badezimmer war. Trotz meiner Bemühungen, sie an die Katzenklappe zu gewöhnen – indem ich sie vor ihren Augen aufklappte, ihr gut zuredete, sie sogar gewaltsam durchschob –, ignorierte sie die Klappe und betrat oder verließ das Haus nur, wenn ich ihr die Tür aufmachte. Ich hatte sogar versucht, das Katzenklo abzuschaffen, doch sie pinkelte einfach auf den Linoleumboden in der Küche und versuchte dann kratzend alles zu verscharren. Das war der Punkt, an dem ich aufgab.

Ich blieb einen Augenblick an der Tür stehen. »Lucy?«, rief ich versuchsweise. »Lucy!«

Nichts. Dann sollte die verdammte Katze doch die ganze Nacht da draußen bleiben, dachte ich, wusste aber, dass ich in ein paar Stunden tropfnass und frierend wieder hier unten im Bademantel stehen und das Katzenfutter schütteln würde, während sie draußen auf dem Rasen saß und mich anstarrte, wie um mich dafür zu bestrafen, dass ich so lange gebraucht hatte.

Ich machte mir eine Tasse Pfefferminztee und ein paar Käse-toasts, aß am Küchentisch und behielt dabei die offene Tür im Auge, falls die Katze doch reinkäme, sodass ich abschließen und sie einsperren konnte. Als ich fertig war, warf ich die Toastreste

in den Mülleimer in der Küche und schnüffelte. Irgendwas stank hier zweifellos ganz furchtbar. Das letzte Mal war mir so ein schrecklicher Gestank in die Nase gestiegen, als meine Katze einen Frosch mitgebracht und ich es erst bemerkt hatte, als ich ihn halb schleimig, halb vertrocknet vor der Wand unter der Kommode im Esszimmer gefunden hatte. Ich musste ihn, mit einem Stück Küchenrolle und Gummihandschuhen bewaffnet, auf allen vieren vom Boden abkratzen.

Ich stand erneut an der Tür und fragte mich, ob Lucy diesmal eine Taube gekillt und sie bei den Mülltonnen liegen gelassen hatte, weil sie mir nicht zutraute, sie ordnungsgemäß zu entsorgen. Ich zog meine Hausschuhe an, holte die Taschenlampe aus der Schublade, wagte mich die Treppe hinunter in die Dunkelheit und lauschte dem Verkehrslärm, der von der Hauptstraße hinter den Bäumen herüberdrang. Die Mülltonnen standen in dem schmalen Durchgang zwischen meinem und dem Nachbarhaus. Ich hob den Deckel der schwarzen und den der grünen Biotonne hoch. Beide rochen zwar unangenehm, waren aber nicht die Quelle des Gestanks. Ich beleuchtete mit der Taschenlampe den Boden um die Tonnen herum. Keine Taube, keine Ratte – nichts Totes.

Das Nachbarhaus stand schon seit einiger Zeit leer, doch als ich hinübersah bemerkte ich, dass Licht brannte. Ein gedämpfter goldener Schein drang herüber, als würde in einem Raum eine einzelne Glühbirne brennen.

Ich versuchte mich daran zu erinnern, wann ich das letzte Mal hier draußen gestanden hatte. Am Sonntagnachmittag? Doch das war am helllichten Tag gewesen, die Sonne hatte geschienen, und selbst wenn nebenan Licht gebrannt hätte, hätte ich es nicht bemerkt. Vielleicht war ein Immobilienmakler oder ein Bauträger da gewesen und hatte es angelassen?

Als ich hier einzog, wohnte nebenan ein Pärchen. Ich ver-

suchte mich zu erinnern, wie die Frau hieß. Shelley, genau. Sie hatte sich bei mir vorgestellt. Das war an einem heißen Sommertag gewesen. Ich war gerade nach Hause gekommen, sie hatte im Vorgarten gearbeitet. Sie hielt mich zu einem Schwätzchen an, obwohl ich keinerlei Lust darauf hatte. Ich war müde, wie immer deprimiert und sehnte mich nur danach, ins Haus zu gehen, mir die Schuhe von den heißen, schmerzenden Füßen zu ziehen und etwas Kaltes zu trinken. Alles, was ich von diesem Gespräch noch in Erinnerung hatte, war ihr Name und dass ihr Partner – das Wort hört sich für mich immer komisch an; sie sagte nicht Freund oder Mann oder Verlobter – Graham hieß. Ich bin ihm nie begegnet. Ich glaube, er zog im Herbst aus. Im vergangenen Winter sah ich sie ein paarmal kommen und gehen, sie packte wahrscheinlich nach Ostern ihre Sachen. Jedenfalls hatte ich sie danach nicht wieder gesehen, und der zuvor gepflegte Garten verwilderte langsam.

Zuerst beschlich mich nur eine böse Vorahnung, dann hörte ich ein Geräusch aus der Richtung des leer stehenden Hauses. Irgendwas stimmte nicht. Ich spähte durch die Dunkelheit und sah die Katze, die sich durch die Gartentür zwängte, zu mir getrottet kam und sich an meine Beine schmiegte. Irgendwas Übelriechendes, Klebriges haftete an ihr, und sie strich mir immer wieder um den Rock. Ich legte mir blitzschnell die Hand über Mund und Nase.

In diesem Moment überlegte ich, in die Küche zurückzugehen und die Polizei zu verständigen. Im Nachhinein betrachtet hätte ich genau das tun sollen. Doch es war Freitagabend, und weil ich selbst auf dem Revier arbeitete, wusste ich, dass alle Streifen unterwegs waren. Wenn sie nicht gerade Blut und Kotze von den Straßen im Zentrum von Briarstone wischten, waren sie damit beschäftigt, Leute in die Arrestzelle zu stecken. Ich arbeitete seit Jahren für die Polizei, hatte sie aber noch nie selbst

gerufen. Ich wusste nicht einmal, was ich hätte sagen sollen. Dass es nebenan schrecklich stank? Vermutlich hätte man mir nahegelegt, am nächsten Morgen die Müllabfuhr zu verständigen.

Die niedrige Tür zum Hintergarten hing schief in den Angeln. Dahinter lag ein einst gepflegter Pfad, der nun völlig überwuchert war. An manchen Stellen standen Gras und Unkraut hüfthoch, die Halme bogen sich wie müde Krieger. Ich lief über das Gras zum Ziegelpfad, der zur Hintertür führte. Auf dem Sims vor dem Küchenfenster lagen tote Fliegen. Ich leuchtete mit der Taschenlampe in den leeren Raum. Ein paar Fliegen krabbelten noch am Fensterglas, einige wenige schwirrten in der Raummitte im Kreis. Die Tür zum Esszimmer stand weit offen, von dort fiel ein trübes goldenes Licht in die Küche.

Ich sah zu Boden. Die unterste Glasscheibe der Hintertür fehlte. Dunkle Schmierspuren und verschiedenfarbige Haare klebten am Rahmen. Offenbar gingen hier die unterschiedlichsten Katzen ungehindert ein und aus. Ich rüttelte an der Tür, doch es wäre wohl zu viel verlangt gewesen, sie unverschlossen vorzufinden. Dann klopfte ich. Meine Fingerknöchel klapperten auf dem Glas, der Türrahmen erzitterte. Vorsichtig drückte ich gegen die Scheibe, dann ein wenig fester, und plötzlich fiel sie aus dem Rahmen, und das Glas zerbarst auf dem gekachelten Küchenboden.

»Mist!«, sagte ich laut. Jetzt saß ich wirklich in der Klemme.

Ich hätte von der Tür weggehen sollen. Ich hätte zurück in mein Haus gehen, hinter mir absperren und nicht mehr darüber nachdenken sollen. Das war doch nicht mein Problem, oder? Aber jetzt, da ich praktisch eingebrochen war, konnte ich genauso gut nachsehen, ob sich irgendwer im Haus befand.

Ich steckte meine Hand durch das Loch und tastete herum. Der Schlüssel steckte im Schloss. Ich versuchte ihn umzudrehen – er klemmte, war schon lange nicht mehr benutzt

worden – und in meinem Hinterkopf tauchte der Gedanke auf, dass die Tür über mehrere Riegel verfügen könnte. Doch als ich den Schlüssel endlich gedreht hatte, ließ sich die Tür ziemlich leicht öffnen. Der Gestank schlug mir mit voller Wucht entgegen, verzog sich aber genauso schnell in die Nacht hinaus.

»Hallo?«, rief ich, erwartete aber keine Antwort und wusste auch nicht, was zum Teufel ich getan hätte, wenn ich eine bekommen hätte. »Ist da wer?«

Im Haus schien es wärmer als in meinem eigenen zu sein, aber vielleicht kam mir das auch nur so vor, weil ich im kalten Garten gewesen war. Meine Schritte knirschten auf den Glascherben und hallten in der leeren Küche wider, und ich musste meine Hand über Mund und Nase legen, um den Gestank zu dämpfen, der hier jetzt wieder stärker wurde. Ich leuchtete mit der Taschenlampe im Raum umher, beleuchtete Geschirrschränke und Regale, einen schmutzigen Herd, auf dessen Oberfläche eine klebrig matte Staubschicht lag.

Vielleicht war es verdorbenes Essen, dachte ich. Vielleicht hatte es der letzte Bewohner ziemlich eilig gehabt, zu verschwinden, und die Reste des Abendessens stehen lassen. Doch die Tür des Kühlschranks stand offen, darin war nichts als schwarzer Schimmel. Er war ganz offensichtlich außer Betrieb.

Als ich vorsichtig die Küchentür aufstieß, wurde es hell genug, dass ich die Taschenlampe ausmachen konnte. Ich stand in einem Esszimmer, in dem sich Stühle und ein Tisch mit einer Tischdecke und zwei Sets darauf befanden. Auf der Anrichte stand eine moderne Tischlampe, doch auch auf ihr so wie auf fast jeder anderen Oberfläche lag eine dünne Staubschicht. Die Lampe war eingeschaltet.

Ich hörte ein Geräusch. Leise, ein wenig blecherne Stimmen – es klang wie Radio 4. War tatsächlich das Radio an? Dann musste doch auch jemand hier sein, oder nicht? Ich fühlte mich

beobachtet, als lauerte irgendjemand gerade außerhalb meines Blickfelds.

Ich ermahnte mich, nicht paranoid zu werden, und ging in den Flur. Das Haus wirkte bewohnt – auf dem Boden lagen Teppiche, und an der Wand hingen Bilder. Doch das einzige Licht kam von der Tischlampe im Esszimmer.

»Hallo?« Hier wirkte meine Stimme leiser, meine Schritte auf dem Teppich klangen gedämpfter. Jetzt war der Gestank nicht mehr so schlimm, vielleicht hatte ich mich auch daran gewöhnt und atmete mehr durch den Mund als durch die Nase.

Das Radio war jetzt lauter, irgendein Interview zwischen einem Mann und einer Frau. Die Frau ereiferte sich wegen irgendetwas, der Mann versuchte sie zu beruhigen. Doch darüber hinaus war noch ein weiteres Geräusch zu hören, oder bildete ich mir das nur ein?

Ich spürte etwas an meinem Bein, zuckte zusammen und konnte ein panisches Quicken nicht unterdrücken. Doch es war nur die Katze, die um meine Beine strich und dann durch die Esszimmertür ins nächste Zimmer huschte. »Lucy!«, rief ich eindringlich, denn ich hatte keine Lust, sie hinter einem fremden Sofa hervorzulocken. Ich stieß die Tür zum Wohnzimmer auf, das an der Vorderseite des Hauses lag. Hier war es dunkel, denn das Licht aus dem Esszimmer reichte nicht bis hierher. Die Vorhänge waren bis auf einen Spalt geschlossen, durch den etwas Licht von der Straßenbeleuchtung hereinfiel. Ich knipste wieder die Taschenlampe an, und plötzlich bewegte sich etwas und blitzte weiß auf. Wieder war es Lucy, die sich mitten im Zimmer auf dem Teppich rollte. Obwohl mein Herz laut pochte, hörte ich sie schnurren.

Das Zimmer war nur dürftig eingerichtet: ein Sofa, davor ein niedriger Couchtisch mit einer Vase ohne Wasser, in der ein vertrockneter Nelkenstrauß steckte.

Der Lichtkegel der Taschenlampe glitt über einen Sessel. Obwohl ich darauf gefasst und halb davon ausgegangen war, hier jemanden vorzufinden, hielt ich entsetzt die Luft an, als ich die schrecklich entstellte, aufgedunsene Leiche entdeckte. Die Haut war schwarz statt weiß, spannte an manchen Stellen, war an anderen aufgeplatzt. Statt Augen starrten dunkle Löcher ins Leere. Der Bauch war wie ein Ballon aufgebläht, und der Stoff darüber spannte – es war eine Frau, sie trug einen Rock und hatte noch Haare am Schädel, die in langen, dünnen Strähnen herabhingen und einmal blond gewesen sein mussten, jetzt allerdings mit irgendeiner schmierigen Substanz bedeckt waren. Viel schlimmer jedoch war, dass sich irgendwas in ihrem Bauch bewegte, als würde sie atmen – was doch gar nicht möglich war, oder? Als ich näher hinsah, erkannte ich, dass ihre Bauchhöhle nur so von Maden wimmelte ... Ich war entsetzt und musste würgen, und doch konnte ich meinen Blick nicht von ihr abwenden. Ein Arm der Leiche lag auf der Lehne des Stuhls, der andere Unterarm auf dem Boden neben dem Sessel, als hätte sie ihn versehentlich, wie eine Fernbedienung, von der Armlehne gestoßen.

Dann hörte ich wieder das Schnurren – verdammte Katze –, blickte auf den Boden und sah, wie sie sich neben der schwarzen Sauerei rollte, als sei es Katzenminze und nicht die faulende Körperflüssigkeit einer verwesenden Leiche.

## Colin

Ich aß gerade Cornflakes und las laut die Witze im hinteren Teil der *Beano*-Jahresausgabe von 1982 vor, als mein Vater sich an die Brust griff und tot auf dem Küchenboden zusammensackte.

Wenn ich so zurückdenke, glaube ich, dass das der Moment war, in dem mein Leben eine völlig neue Richtung nahm. Mein Vater war einer der Menschen, denen man Witze vorlesen konnte. Er verbrachte die Sonntage damit, sein Auto zu reparieren, und ich half ihm dabei, lernte, wohin die Teile gehörten und wozu sie dienten. Er lachte viel, und gemeinsam lachten wir über meine klapperdürre, ernste und verbitterte Mutter.

Nach seinem Tod konnte ich mich nie wieder durchringen, die *Beano* zu lesen.

Und ich lachte nicht mehr.

Es ist trostlos, wenn man sich an einem Montagmorgen so fühlt. Andere Leute in meinem Alter haben einen Kater, oder das Wochenende beim Campen verbracht oder mit ihren Freundinnen gevögelt. Oder die Freundin eines anderen gevögelt. Ich habe mein Wochenende damit verbracht, einen Aufsatz zu schreiben und mir die Nächte mit Whisky und Pornofilmen um die Ohren zu schlagen. Ich kann mich also nur schwer auf die Budgetzahlen konzentrieren.

Das Problem ist, dass ich nicht einmal genau weiß, ob ich überhaupt eine Freundin möchte. Ich mag mein Leben so, wie es ist, sorgfältig geordnet. Ich mag mein Haus, wie es ist. Ich habe keinen Ordnungsfimmel – kein Psychologe hätte sich je um meinen Geisteszustand Sorgen gemacht –, aber vermutlich

empfände ich es als mühsam, mich an die Sachen eines anderen zu gewöhnen. An neue Klamotten in meinem Schrank. Neue Bücher in meinem Regal. Fremdes Essen in meinem Kühlschrank. Nein, das will ich nicht. Ich habe bei mir zu Hause keinen Platz. Und in meinem Kopf vermutlich auch nicht.

Sex wäre trotzdem nicht schlecht.

Garth hat es wieder einmal nicht geschafft, am Wochenende zu baden. Obwohl er am anderen Ende des Büros sitzt, rieche ich ihn ab und zu. Sosehr ich auch versuche, mich auf wichtigere Dinge zu konzentrieren, muss ich immer wieder in seine Richtung schnüffeln und darüber staunen, dass ein normaler erwachsener Erwerbstätiger so einen Gestank verbreiten kann. Er pult sich das Essen aus den Zähnen und macht dabei saugende Geräusche, und obwohl ich das ekelhaft finde, ertappe ich mich dabei, dass ich immer wieder zu ihm hinübersehe und ihn dabei beobachte, wie er mit einem Finger zwischen den Backenzähnen bohrt. Ich frage mich, was er wohl gegessen hat, das dermaßen in seinen Zähnen festklebt. Er hat wie ein Schuljunge Tinte an den Fingern, und obwohl ich den Mann hasse und jede Sekunde seiner Gegenwart eine Art Folter für meine Sinne ist, fasziniert er mich auch irgendwie – er weckt eine unstillbare Neugier in mir. Wie kann jemand, der so abstoßend ist, in unserer zivilisierten Welt überleben?

Martha trudelt spät ein. Sie trägt neue Schuhe, wie ich bemerke – wenn ich mich nicht irre, das dritte Paar in diesem Monat.

»Morgen, Colin – schönes Wochenende gehabt?«

Natürlich will sie das nicht wirklich wissen. Ich habe eine Weile gebraucht, um herauszufinden, dass dies nur eine rhetorische Frage ist, ein Ritual am Montagmorgen. Als sie mich die ersten paar Male danach fragte, erzählte ich ihr lang und breit, was ich am Wochenende gemacht hatte, breitete sorgfältig alle

Details vor ihr aus, obwohl selbst ich wusste, dass man einige davon keinesfalls vor einer Kollegin zum Besten geben sollte. Nach ein paar Minuten hatte sie nur noch ausdruckslos vor sich hingestarrt. Danach fragte sie mich nie wieder. Erst kürzlich fing sie wieder mit dem Montagsritual an, weil sie mitgehört hatte, als ein anderer mir dieselbe Frage gestellt und lediglich eine kurze Antwort darauf erhalten hatte.

»Ja, danke. Und du?« Natürlich war es ein ereignisreiches Wochenende gewesen, vor allem der Freitagabend, aber ich hatte nicht vor, ihr Einzelheiten zu schildern.

Gelegentlich hörte ich, wie sie jemandem erzählte, was sie am Wochenende gemacht hatte – Drachen steigen lassen, backen oder wandern, auf eine Party gehen oder Fußball schauen, ihren Cousin besuchen oder ihren Garten pflegen –, doch mir antwortete sie immer auf die gleiche Art und Weise.

»Ich auch, danke.«

Vaughn schickt mir eine Mail und fragt, ob ich mittags mit ihm ins Red Lion gehen will. Ich bin versucht ihn zu fragen, ob wir uns nicht sofort treffen sollen; ich glaube kaum, dass hier in den nächsten drei Stunden etwas Aufregendes geschehen wird. Es ist traurig, dass der Gedanke an eine halbe Stunde in einem dunklen, muffigen Pub neben dem Gaswerk in Begleitung von Vaughn Bradstock so viel verlockender ist.

Ich komme zwanzig Minuten zu früh zum Red Lion, es ist noch nicht einmal Mittag, aber Vaughn sitzt schon mit einem Pint John Smith's vor sich an unserem Stamplatz in der Ecke und wartet. Vaughn und ich haben vor vielen Jahren zusammengearbeitet. Er war damals als Selbstständiger für die IT-Abteilung der Gemeindeverwaltung tätig, und aus irgendeinem Grund hatten wir uns angefreundet und weiter engen Kontakt gehalten, selbst als er längst andere Projekte betreute. Inzwischen ist

er in Festanstellung bei einem Softwareentwickler in der Innenstadt beschäftigt. Der Red Lion liegt da sehr günstig.

»Colin«, sagt er tonlos und nimmt so meine Ankunft zur Kenntnis.

»Vaughn«, antworte ich.

Er möchte bestimmt wieder über seine Freundin reden. Oder über Philatelie.

Ich wappne mich mit ein paar Schlucken Bier und frage mich, ob es für einen kleinen Whisky noch zu früh ist. Unterdessen murmelt Vaughn irgendwas davon, dass seine Freundin eine Affäre haben könnte. Ich überlege, ob ich ihn darauf hinweisen soll, dass sie wohl beide keine Teenager mehr sind und es daher eher unwahrscheinlich sei.

Doch er ist davon überzeugt, dass sie ihn anlügt. Er sitzt mit hängendem Kopf vor seinem Bier und denkt laut darüber nach, ob es eine gute Idee ist, mit ihr im Wohnwagen nach Weston-super-Mare zu fahren.

Meine Mutter hat mit mir im Sommer nach dem Tod meines Vaters in Weston-super-Mare Urlaub gemacht. Wir wohnen in einem Gasthof, drei Straßen hinter der Strandpromenade; dicht genug, um die Möwen zu hören, nicht nah genug, um das Meer zu hören. Ich war fast dreizehn und kam mit meinen Gedanken nicht klar. Ich las Eliot und Kafka und sah mir Dokumentarfilme auf BBC2 an. Ich blieb bis spät in die Nacht wach und stand früh auf, um das Schulfernsehen zu gucken. Damals trugen die Dozenten noch Bärte und Schlaghosen. Meine Mutter wollte hingegen, dass ich Sandburgen baute, im Meer badete und lachte. Ich glaube, ich habe dort die ganze Zeit über kein einziges Mal auch nur gelächelt. Ich saß im Schatten und las, bis sie mir die Bücher wegnahm. Danach saß ich im Schatten und versuchte, die Mädchen am Strand zu ignorieren.

»Weston-super-Mare ist wahrscheinlich keine so gute Idee«, sage ich zu Vaughn.

Schließlich habe ich Mitleid mit ihm und erzähle ihm von kortikaler limbischer Resonanz und nonverbalen Verhaltensmustern.

»Was zum Teufel ist limbische Resonanz?«, fragt er, fügt aber, bevor ich antworten kann, hinzu: »Nein, sag nichts. Das hast du aus dem verdammten Kurs, den du besucht hast, oder?«

Armer Vaughn, er hält sich für intellektuell, weil er den *Guardian* liest und am Wochenende Java Blend Mokka trinkt.

»Mit dieser Technik kann man herausfinden, ob jemand lügt«, erkläre ich. »Man beobachtet die Körpersprache, unwillkürliche Reaktionen, solche Sachen. Du findest das vielleicht lächerlich, aber der Kurs war wirklich faszinierend.«

Er starrt ausdruckslos vor sich hin.

»Na gut«, sage ich, »lass uns ein kleines Experiment machen. Ich stelle dir drei Fragen und möchte, dass du eine ganz bewusst mit einer Lüge beantwortest. Ich versuche herauszufinden, bei welcher du mich belogen hast. Habe ich recht, gibst du mir noch ein Pint aus. Irre ich mich, werde ich dir den ganzen nächsten Monat die Drinks bezahlen. Willst du's probieren?«

»Oh, na klar, also gut«, sagt er. Ich habe den Eindruck, dass sich seine Laune etwas gebessert hat. Er lächelt, aber was Vaughn betrifft, traue ich meinem Instinkt nicht immer. Er könnte sogar selbstmordgefährdet sein. Es wäre nicht das erste Mal, dass ich mich irre. An jenem Abend hatte Eleanor mich doch angelächelt, oder nicht? Und dann ist alles ganz anders gekommen.

»Na schön«, sage ich, »lass mal überlegen. Stell dir dein Zimmer vor. Dein Zimmer, als du ein Teenager warst. Beschreib es mir, als würdest du in der Tür stehen und hineinsehen. Was siehst du?«

»Du meine Güte. Das war der Schlafsaal, den ich mir mit

Roger Hotchkiss in St. Stephens geteilt hab. Zwei Betten, auf jeder Seite eines – mein Bett ist ordentlich gemacht, das von Hotchkiss natürlich nicht –, an jedem Fußende steht ein Schrank in der Nähe der Tür ... Direkt vor mir liegt das Fenster mit Blick hinaus auf das Küchengebäude. Unter dem Fenster steht ein breiter Schreibtisch. Über dem Bett hängen Bücherregale. Poster waren nicht erlaubt.«

Er schwieg einen Augenblick, tippte nachdenklich mit dem Finger an sein Kinn, sah nach oben und dann nach links. Das wird kinderleicht.

»War's das?«

»Sonst fällt mir nichts ein.«

»Okay, dann die nächste Frage. Was hast du für einen Handyklingelton?«

»Es ist einfach der Standardklingelton. Ich hab keine Lust auf diesen neumodischen Schnickschnack.«

Die Antwort kommt schon etwas schneller, aber ich erkenne trotzdem, dass er die Wahrheit sagt. Zugegeben, ich wusste schon vorher, dass er die Wahrheit sagt, denn ich habe sein Handy zuvor schon im Pub klingeln gehört. Versuche ich etwa, unbewusst zu schummeln? Jedenfalls wird die nächste Frage die entscheidende sein.

»Gut, letzte Frage. Erzähl mir von deinem Heimweg gestern Abend. Bist du sofort von der Arbeit nach Hause gefahren? Und um wie viel Uhr warst du daheim?«

Er zögert kurz, sieht schnell nach oben, dann nach rechts, aber das genügt mir. Als er zu reden anfängt, klingt seine Stimme zu hoch – das ist zu leicht, viel zu leicht.

»Ich bin nicht gleich nach Hause gefahren. Ich habe vorher noch im Co-op Wurst und Kartoffeln für das Abendessen gekauft. Ich war wahrscheinlich so gegen, äh, Viertel nach sechs zu Hause.«

Ich lehne mich zurück und trinke mein Pint aus. Dann drücke ich meine Fingerspitzen an die Schläfen, schließe die Augen und atme tief und hörbar durch die Nase ein, als wollte ich einen übersinnlichen Prozess in Gang setzen.

»Bei deiner letzten Antwort hast du nicht ganz die Wahrheit gesagt«, sage ich schließlich. »Auch wenn die Lüge ziemlich gut verpackt war. Du warst tatsächlich um Viertel nach sechs zu Hause, also warst du vermutlich vorher noch irgendwo anders. Nämlich beim Co-op, wo du eingekauft hast, aber keine Wurst und Kartoffeln. Habe ich recht?«

Er schüttelt den Kopf, sodass ich mich einen Augenblick frage, ob ich unrecht habe oder ob er versucht, sich rauszureden.

»Eine Flasche Zinfandel und Sahnejoghurtbonbons«, sagt er leise.

»Noch ein Pint John Smith's«, antworte ich.

Ich gehe nach Hause, bleibe mal wieder viel zu lange auf: trinke wieder zu viel Whisky, schaue wieder sinnlose Pornofilme und versuche erfolglos, mir einen runterzuholen. Zu viel Whisky, wie gesagt. Als ich vorhin von meinem Besuch zurückkam, machte ich mich zunächst an gehobenere Lektüre – in diesem Fall forensische Biologie, ein unendlich faszinierendes Thema –, wechselte dann zu anderer anregender Lektüre, wobei meine Anregung möglicherweise nicht der ursprünglichen Absicht der Autoren entsprach, und dann zu einem Medium, das lediglich die Konten irgendeines zwielichtigen osteuropäischen Pornoproduzenten aufbessern wird. Dafür zahle ich natürlich nicht.

Ich bin noch immer ziemlich zufrieden mit mir. Vaughn war so beeindruckt von meiner brillanten Vorstellung, dass er unbedingt wissen wollte, wie ich das angestellt hatte. Ich erklärte

ihm die Sache mit der Körpersprache und der Intonation und wie man der betreffenden Person in die Augen schauen müsse, um den Unterschied zwischen visuellen Konstrukten und Erinnerungen herauszufinden, wie man Anzeichen von Unbehagen entdeckt und jeder noch so kleine Hinweis zu einem eindeutigen Bild beiträgt. Ich wies ihn darauf hin, dass er bei meiner letzten Frage die Augen nach oben rechts verdreht hat, was für mich ein unmissverständliches Indiz für eine visuelle Konstruktion gewesen sei, gefolgt von einem Blick nach links, der bewies, dass er auch ein paar tatsächliche Erinnerungen an das hatte, was er mir erzählte. Das verriet mir, dass er vorhatte, seine Lüge in ein paar wahre Elemente einzubetten. Dazu kam das Unbehagen, das er empfunden habe, als ich kurz davorgestanden hatte, ihm meine letzte Frage zu stellen: die Anspannung in seinen Schultern, dass er auf seinem Stuhl etwas von mir weggerutscht war und seine veränderte Art zu atmen hatten mir gesagt, dass er ganz offensichtlich die ersten beiden Fragen wahrheitsgemäß beantwortet hatte und jetzt eine Lüge bringen musste. Als er mir von seinem Einkauf erzählt hatte, der Wurst und den – was war es noch? – Kartoffeln, genau, war er mit seiner Zunge rasch über die Lippen gefahren und hatte sich dann mit den Fingern an den Mund gefasst. Bei jeder anderen Gelegenheit wäre das eine durchaus natürliche Geste gewesen, etwa weil etwas juckte, man schniefte oder Krümel beseitigen wollte. In diesem Fall bestätigte es seine Lüge.

Das alles sagte ich ihm und gab ihm natürlich ein paar Tipps, worauf er das nächste Mal achten sollte, wenn er mit Audrey unangenehme Dinge besprach. Ich bemühe mich sehr, nicht an Audrey zu denken, denn sobald ich das tue, stelle ich sie mir nackt vor, und dann dauert es nicht mehr lange, und ich stelle mir auch Vaughn nackt vor und wie die beiden in der Missionarsstellung wild miteinander vögeln. Und dann sehe ich

unwillkürlich Vaughn vor mir, der sich anspannt und auf eine Art und Weise aufschreit, wie ich ihn noch nie im Büro oder im Pub habe schreien hören.

Nach so einer geistigen Entgleisung fühle ich mich meistens schuldig, muss um Viertel vor drei Uhr morgens aufstehen und noch einmal duschen.

Einmal hat Martha mich nach meinen Eltern gefragt. Ich muss damals in Gesprächslaune gewesen sein, oder vielleicht war es auch eine Situation, in der es unhöflich gewirkt hätte, keine Antwort zu geben. Also erzählte ich ihr, dass mein Vater gestorben sei, als ich elf war.

»Armer Junge«, sagte sie. Zunächst wollte ich ihr das ein wenig übel nehmen, doch dann wurde mir klar, dass sie den kleinen Jungen meinte, der ich damals gewesen war. »Das muss eine traumatische Erfahrung gewesen sein, den Vater in einem so schwierigen Alter zu verlieren.«

Ich verstand weder, was sie mit schwierigem Alter meinte, noch mit traumatisch. »Das Leben geht weiter«, hatte ich gesagt und mit den Achseln gezuckt.

»Ja, aber trotzdem – das ist schon sehr traurig.«

»Das Leben ist nur eine Art des Toten, und eine sehr seltene Art.«

»Colin, das klingt ja wie ein Zitat. Wer hat das gesagt?«

»Ich. Na ja, eigentlich Nietzsche.«

Sie findet mich seltsam, das tun sie alle. Am Anfang, als ich gerade bei der Gemeinde anfang, waren alle noch ziemlich gesprächig. Jetzt habe ich das Gefühl, dass sie mir eher aus dem Weg gehen, es vermeiden, sich mit mir zu unterhalten – außer, die Umstände zwingen sie dazu. Doch selbst dann begegnen sie mir mit Misstrauen. Ich denke, Martha betrachtet mich als eine Art persönliche Herausforderung.

Das Begräbnis meines Vaters hatte an einem Samstag stattgefunden, damit auch seine Arbeitskollegen daran teilnehmen konnten. Es gab eine ziemlich heftige Auseinandersetzung darüber, ob ich auch dabei sein sollte oder nicht. Ich erinnere mich an eine Unterhaltung zwischen meiner Mutter und einer Freundin ein paar Tage vor der Trauerfeier.

»Du weißt, wie er ist«, sagte meine Mutter. »Er macht sich immer so viele Gedanken.«

»Aber er ist doch fast erwachsen, Delia. Vielleicht verarbeitet er es dann besser.«

Am Ende gab meine Mutter nach – möglicherweise einfach deshalb, weil sie keinen Babysitter für mich auftreiben konnte. Am Ende wurde es zu einem dramatischen Ereignis, und ich war richtig froh, dass ich die Gelegenheit bekommen hatte, daran teilzunehmen.

Ich hatte keine angemessene Kleidung, also zog ich meine Schuluniform an, sogar das Jackett und die Kappe. Es war glühend heiß, die Sonne knallte unerbittlich herunter, und natürlich trug die versammelte Trauergemeinde Schwarz. Meine Mutter trug sogar ihren schwarzen Mantel mit dem Nerzkragen, den mein Vater ihr in New York gekauft hatte. Auf dem Weg zur Kirche kamen alle fast um vor Hitze, erfuhren während der Messe ein wenig Erleichterung und kamen dann bei der Beerdigung erneut vor Hitze fast um. Ich schmorte und schwitzte ausgiebig – mein Hemd war unter meinem Jackett völlig durchnässt. Ich stand neben meiner Mutter und dachte an etwas, das ich gelesen hatte: dass der Leichnam von König Henry VIII., als man ihn von Whitehall nach Windsor transportiert hatte, von Verwesungsgasen so aufgebläht worden war, dass nachts der Sargdeckel aufsprang. Am nächsten Morgen stellte sich heraus, dass Hunde sich am Aas des Königs gütlich taten. Und das im Winter! Wie sah wohl der Leichnam meines Vaters jetzt im Hochsommer

aus? Dann überlegte ich aber, dass sein Körper vielleicht noch gefroren war, weil er wegen der ausstehenden Obduktion drei Wochen in einem Kühlfach in der Leichenhalle gelegen hatte und erst jetzt langsam im Sarg auftaute wie Schokoladeneis. Daraufhin hatte ich den unwiderstehlichen Drang, das Holz des Sarges zu berühren und zu fühlen, ob es kalt war. Während der Pfarrer also weiterbrabbelte, machte ich einen Schritt vor zum Sarg, der auf einem grünen Plastikrasen stand, wie man ihn auch auf den Ständen der Gemüsehändler sieht. Meine Mutter war wegen meiner plötzlichen Bewegung in Panik geraten, war nach vorne getaumelt und hatte ihre Hand nach mir ausgestreckt, um mich bei den Schultern zu packen. Doch dabei stolperte sie über den unebenen Boden und schubste mich, sodass wir beide nur ein paar Zentimeter vor dem offenen Grab auf der Erde landeten. Der Schock, vielleicht die übermäßige Hitze und ihr lächerlicher Mantel, vielleicht aber auch der Gin, den sie vor dem Martyrium zur Stärkung getrunken hatte, brachten sie zum Kotzen, als die Trauergemeinde herbeieilte, um ihr wieder auf die Füße zu helfen. Ich musste unwillkürlich über die mit Kotze besprühten Leute lachen, während meine Mutter sich immer weiter erbrach. Ein paar Trauergäste mussten selbst würgen. Und das Gesicht des Pfarrers ...

Beim folgenden Leichenschmaus war es das Thema Nummer eins. Alle nur erdenklichen Gründe wurden in Erwägung gezogen: dass meine Mutter ohnmächtig geworden sei, und ich versucht hatte, sie aufzufangen; dass ihr plötzlich schlecht geworden sei, und sie mich angerempelt habe; dass einer oder sogar alle beide versucht hatten, sich vor Gram ins Grab zu stürzen. Meine Mutter war blass und weinte, füllte ihren Blutkreislauf mit noch mehr Gin, fächelte sich mit der Agende Luft zu und ließ mich beim Leichenschmaus nicht aus den Augen. Danach verloren wir nie wieder ein Wort darüber.

## ***Briarstone Chronicle***

*März*

*Tote Frau laut Behörden ›mindestens ein Jahr‹ unentdeckt.*

Gestern wurde in einem Haus in Laurel Crescent (Briarstone) ein weiblicher Leichnam entdeckt. Laut Polizeisprecher habe die Leiche im Schlafzimmer im hinteren Teil des Einfamilienhauses gelegen und sich bereits in einem fortgeschrittenen Verwesungszustand befunden.

Bei dem Gebäude handelt es sich um eines von mehreren Bauten in Laurel Crescent, deren Abriss geplant ist. Bauarbeiter hatten die Polizei verständigt, nachdem sie bemerkt hatten, dass eines der Gebäude offenbar noch bewohnt war.

Im Haus wurde Post gefunden, die darauf hindeutete, dass die Tote möglicherweise ein Jahr unentdeckt dort gelegen hat. Der Name der Verstorbenen wurde bisher nicht bekannt gegeben, da die Behörden noch versuchen, Verwandte oder Bekannte ausfindig zu machen.

## Judith

Ich heiße Judith May Bingham. Als ich starb, war ich einundneunzig Jahre alt.

Ich habe mich bis zum Schluss vor vielem gefürchtet. Das klingt jetzt ziemlich verrückt, weil am Ende natürlich nichts, rein gar nichts mehr eine Rolle spielt. Ich fürchtete mich vor den Leuten, die nebenan wohnten, den halbwüchsigen Jungs, die kamen und gingen, wie sie gerade Lust hatten, an meine Tür schlugen, sich vor meinem Haus niederließen oder einmal sogar auf meinen Zaun setzten, bis er zusammenbrach. Die mit den Motorrädern die Straße rauf und runter fuhren, mit ihren Zigaretten und Getränkedosen herumsaen, schrien und sich gegenseitig mit irgendwas bewarfen.

Ich hatte Angst, ohne Geld dazustehen und mir kein Essen mehr kaufen oder das Haus nicht mehr heizen zu können.

Und ich fürchtete mich immer mehr davor, das Haus zu verlassen.

Ich fürchtete mich vor der Frau vom Sozialdienst, die eines Tages zu mir kam, um nach mir zu sehen. Sie sagte, sie habe gehört, dass ich vielleicht Hilfe bräuchte. Ich entgegnete, dass das nicht nötig sei, aber sie redete immer weiter und weiter auf mich ein, bis ich sie bat zu gehen. Genau genommen habe ich zu ihr gesagt, sie solle sich verpissen. Das hatte sie nicht erwartet und versucht, mich zurechtzuweisen. Sie sagte, dass auch sie wie jeder andere ein Recht auf eine angenehme Arbeitsatmosphäre habe und ich keinen Grund hätte, so unhöflich zu sein. Ich sagte ihr, dass sie keinen Grund hätte, in meinen eigenen vier Wänden mit mir zu sprechen, als sei ich eine Vollidiotin, und dass

ich sie zuerst freundlich gebeten hatte zu gehen, sie mich aber ignoriert habe.

Damals war ich noch mutig. Als sie gegangen war, hatte ich die Tür hinter ihr geschlossen und eine Weile gelacht. Es war schon eine ganze Weile her, seit ich das letzte Mal geflucht hatte, und es hatte sich gut angefühlt. Als wäre ich wieder jung.

Vor vierzig Jahren besaß ich einen Pub am Hafen. Ein raues Plätzchen. An manchen Abenden war kaum jemand im Lokal, an anderen, wenn ein oder zwei Schiffe angelegt hatten, war es so voll, dass die Leute bis auf die Straße standen. Es gab auch leichte Mädchen bei uns. Als mein Mann Stan noch lebte, versuchte er, sie hinauszwerfen, doch was mich betraf, so war mir ihr Geld ebenso willkommen wie das aller anderen. Was sie taten, um sich ihre Brötchen zu verdienen, war mir völlig egal.

Es gab oft Schlägereien. Das gehörte einfach dazu, wenn sie von Bord kamen – sie betranken sich, suchten sich ein Mädchen, prügeln sich, wurden wieder nüchtern und kehrten rechtzeitig zum Einsatz der Flut aufs Schiff zurück. Wenn wir Glück hatten, trugen sie ihre Meinungsverschiedenheiten vor der Tür aus; hatten wir Pech, gingen schon mal Stühle und Gläser zu Bruch. Einmal wurde ein junger Kerl niedergestochen. Das war schrecklich; aber er hat überlebt. Er musste nur ein paarmal genäht werden, mehr nicht.

Damals fürchtete ich mich vor nichts und niemandem. Ich nahm jeden Tag, so wie er kam, und wusste, dass auch schlechte Zeiten kommen würden. Ich wusste aber auch, dass ich diese genauso wie die guten überdauern würde. Das Einzige, was man nicht aufhalten kann, ist die Zeit.

Damals fluchte ich ständig, hatte aber keinen Anlass mehr dazu, seit ich im Ruhestand war. Bis Miss Prim mit ihren Formularen auftauchte und mir sagen wollte, was ich zu tun hatte.

Ein paar Stunden nach ihrem Besuch bekam ich jedoch Angst.

Angst davor, sie würde mit irgendeinem offiziellen Schreiben zurückkommen und mir mitteilen, dass ich mein Haus verlassen und ins Altersheim gehen müsse. Ich wäre lieber gestorben, als in ein Heim zu gehen. Da überlegte ich mir, allem ein Ende zu setzen und so zu verhindern, dass man mich eines Tages wegbringen würde. Aber dafür braucht man Mut, und den hatte ich nicht mehr.

Ich kaufte zweimal pro Woche beim Co-op am Ende der Straße ein und ging zum Arzt, um meine Rezepte zu holen, doch abgesehen davon verließ ich das Haus nicht mehr. Ich hatte mir immer wieder verschiedene Möglichkeiten überlegt, mir das Leben zu nehmen, fand es aber irgendwie nicht richtig, einfach so aufzugeben. Außerdem hatte ich Angst, es zu vermessen, es nicht richtig zu machen. Obwohl ich in meinem Leben alle Entscheidungen stets selbst gefällt hatte, entschieden nun zunehmend andere Menschen für mich. Das war es, wogegen ich mich wehrte. Ich war eine erwachsene Frau, eine alte Frau, und solange ich noch alle Tassen im Schrank hatte, wollte ich in der Lage sein, dieses Leben aus freien Stücken zu beenden, das so anstrengend und leer geworden war. Aber das gehörte sich natürlich nicht, oder? Wenn ich mein Leben beenden wollte, dann musste ich wohl krank oder depressiv oder sonst was sein und brauchte Hilfe, um die Welt wieder mit anderen Augen zu sehen und das Leben genießen zu können. So sieht es jedenfalls die Jugend von ihrem völlig unwissenden Standpunkt aus.

Ich wünschte mir jemanden, der mir helfen würde. Ich wünschte mir jemanden, dem ich vertrauen konnte und der dafür sorgte, dass alles richtig lief und ich nicht halb tot daliegen würde – und der dafür sorgte, dass ich meine Meinung nicht mehr änderte.

## Annabel

Es gibt nichts Elenderes, als einen Montag im Dunkeln und mit kalten, nassen Füßen zu beginnen.

Als ich bei der Arbeit ankam, waren mein Rock und meine Wildlederschuhe völlig durchnässt. An solchen Tagen war die Park&Ride-Lösung kein Spaß. Ich kam früh zum Parkplatz, noch bevor es richtig hell war, saß im beschlagenen Wagen und wartete auf den Bus, mit dem ich dann schlaftrunken in die Stadt schaukelte. Ich wusste immer noch nicht, welche Bushaltestelle dem Polizeirevier am nächsten lag. Heute entschied ich mich für die Haltestelle am Kriegerdenkmal, hatte aber den verstopften Kanal in der Unity Street vergessen. An ihm führte kein Weg vorbei, außer man überquerte die Straße, doch auch das war nicht leicht. Also wartete ich auf eine Lücke im Verkehr und überquerte dann das Stück Asphalt neben der riesigen Pfütze, als wieder ein Wagen durchfuhr und mich nass spritzte.

Ich war eben nie schnell genug. Ich bin einfach nicht zum Rennen geboren.

Ich ging durch das Tor auf der Rückseite und ließ es mit einem heftigen Knall hinter mir zuschwingen. Inzwischen hatte es natürlich aufgehört zu regnen – typisch. Meine Magnetkarte piepste, als ich sie durch fünf verschiedene Sicherheitsschleusen zog: das Eingangstor, die Tür zum Parkplatz, die Hintertür zum Polizeirevier, die Tür zur Intel-Einheit, der »Intelligence Unit«, die für Informationsanalyse und Verbrechensprävention zuständig ist, und schließlich die Tür zur Abteilung für öffentliche Sicherheit. Ich hängte meinen durchnästen Mantel und den langen Schal auf, legte eine Hand auf die Heizung – die

natürlich kalt war, schließlich war Montag –, füllte den Kessel mit Wasser aus einer Zwei-Liter-Flasche, die wir in der eine halbe Meile entfernten Küche auffüllen mussten.

Und natürlich war der Kühlschrank geplündert. Am Freitag war immerhin noch ein halber Liter Milch übrig gewesen, jetzt hingegen war die Plastikflasche leer, stand aber hübsch und ordentlich wieder in ihrem Fach, als würde das die Sache entschuldigen. Mein halb verzehrtes Thunfischsandwich von Freitag war allerdings noch da. Sein Geruch brachte plötzlich wieder die Erinnerungen an das Haus zurück, in dem ich Freitagabend gewesen war, und an alles, was danach passierte.

Ich hielt den Atem an, holte das Sandwich heraus, ging damit durch den Flur und ins Büro der Streife und warf es dort in den Mülleimer. Wahrscheinlich hatten sie die Milch geklaut. Dann konnten sie auch das Sandwich haben.

Ich brühte mir einen schwarzen Tee auf und loggte mich auf meinem Computer ein. Alles ging sehr langsam vor sich. Der Lautsprecher dröhnte im Flur; in ein paar Stunden würde ich ihn nicht mehr hören und mich auf andere Dinge konzentrieren können, doch noch gellte er mir hartnäckig in den Ohren.

*DC Hollis, wenn Sie auf der Wache sind, kontaktieren Sie bitte die Haftanstalt. DC Hollis, bitte kontaktieren Sie die Haftanstalt, danke.*

*Penny Butler, Penny Butler, bitten rufen Sie die 9151 an. Penny Butler, rufen Sie 9151 an. Danke ...*

*Der Besitzer des blauen VW Golf, der hinten auf dem Parkplatz steht, möge bitte umgehend sein Fahrzeug entfernen.*

Ich hatte schon etwa einen Monat nachdem ich die neue Stelle angetreten hatte, aufgegeben, mit dem Auto zur Arbeit zu fahren. Für die Intel-Einheit standen insgesamt nur drei Parkplätze zur Verfügung, und im Gegensatz zu einigen meiner Mitarbeiter brauche ich mein Auto tagsüber nicht. Das Park&Ride

kostet mich pro Woche zwar zwölf Pfund, dafür muss ich aber nicht alle fünf Minuten meinen Wagen umparken, weil ich irgendwen blockiere.

Ich kam montags immer eine Stunde früher als alle anderen zur Arbeit. So konnte ich mich schnell einarbeiten und die Sachen erledigen, die erledigt werden mussten. Und ich konnte mich geistig auf eine neue Woche vorbereiten.

Wann die anderen eintrudeln würden, konnte ich nie genau sagen. Das hing vom Verkehr oder dem Wochenende ab, das sie verbracht hatten, vom Wetter oder – im Falle der uniformierten Beamten – von den laufenden Einsätzen. Aber eines war klar: Kate kam immer auf den letzten Drücker und begrüßte jeden, nur mich nicht.

»Morgen, Trigger. Steht der Kessel schon am Herd? Morgen, Carol – schönes Wochenende gehabt? Morgen, Jo, Sarah. Wo seid ihr am Freitag noch hin? Ich hab euch nach dem Pub nicht mehr gesehen! Wart ihr noch im Jaxx? Wie war's?«

Dann – gute zwanzig Minuten später, wenn sie ihren Mantel ausgezogen und hinter die Tür gehängt hatte –, fuhr sie den Computer hoch und beschwerte sich über das verdammt langsame Betriebssystem. Wieder etwa zwanzig Minuten später holten Jo, Amy, Sarah oder sonst wer sie vom Büro nebenan ab, und sie fuhren gemeinsam nach oben in die Kantine, um zu frühstücken.

Heute war es Carol.

»Kommst du?«, fragte sie.

Kate war bereits aufgesprungen und hielt ihr Portemonnaie in der Hand. »Na klar, ich hab einen Riesenhunger.«

»Morgen, Annabel«, sagte Carol herzlich. »Sollen wir dir was mitbringen?«

Immerhin fragten sie mich das gelegentlich. Aber natürlich fragten sie mich nie, ob ich mitkommen wollte, weil sie Angst

hatten, ich könnte Ja sagen, und sie sich dann mit mir unterhalten müssten.

»Nein, danke.«

Und schon waren sie aus der Tür und das Büro wieder angenehm ruhig. Hätte mich eine von ihnen nach meinem Wochenende gefragt, hätte ich ihnen wohl bis ins kleinste Detail alles von der Leiche berichtet, die ich nebenan gefunden hatte. Ich hätte gerne ihre faszinierten Gesichter über den Tellern mit Speck-sandwiches, Toast und Käsegebäck gesehen. Dann hätten sie mir ausnahmsweise einmal zugehört, ohne mich zu unterbrechen. Und ich hätte ausnahmsweise einmal jede Neuigkeit übertrumpft, die sie zu bieten hatten.

Doch keiner fragte mich, also behielt ich es für mich.

Ich hatte vergessen, Kate zu bitten, mir einen halben Liter Milch aus der Kantine mitzubringen. Von selbst würde sie wohl kaum darauf kommen. Ich genoss zehn Minuten lang die Stille des Büros, stand dann auf, nahm meinen Geldbeutel aus der Tasche und fuhr mit dem Lift nach oben.

Sie saßen alle an einem Tisch in der Nähe der Kasse und hatten die Köpfe zusammengesteckt. Während ich einen halben Liter fettarme Milch aus dem Kühlschrank holte und das Verfallsdatum prüfte, drangen ein paar Gesprächsfetzen zu mir herüber.

»Siehst du, hab ich's dir doch gesagt, oder?«

»Kate, er ist gerade erst ausgezogen und hat noch nicht mal alles mitgenommen ...«

Carol hatte also den armen alten Rick aus der Wohnung geschmissen. Ich wartete hinter zwei Polizisten in voller Montur: Stichschutzwesten, piepende Funkgeräte. Lynn stand hinter dem Tresen und schüttete reichlich Essig aus einer riesigen Großmarktfflasche über die verlorenen Eier in der Pfanne. Sie schwammen bereits in hässlichem braunem Essigschaum, das Eiweiß trieb auf der Oberfläche. Ich sah weg.

»Und, geht dir die Ruhe schon auf die Nerven?«, fragte Sarah Carol.

»Lach nicht! Ohne Sky Sport, das den ganzen Tag läuft, ist es schrecklich still in der Bude.«

»Dann legst du dir als Nächstes wohl eine Katze zu ...«

»Wäre schon möglich. Annabel ist auch nur deshalb noch nicht total ausgetickt, weil sie eine Katze hat«, sagte Kate.

»Sei nicht so gemein«, sagte Amy. »Sie ist nicht bekloppt.«

»Aber ist sie auf dem besten Wege, wenn ihr mich fragt.«

Ich starrte sie an und fragte mich, ob sie wirklich nicht bemerkt hatten, dass ich hier stand, oder ob sie absichtlich so gemein waren.

»Ist das alles, Annabel?«, fragte Lynn. Sie schlug Eier in die Pfanne und löffelte braune Flüssigkeit darüber, damit sie schneller gar wurden. Ich drehte mich zur Kasse um und öffnete meinen Geldbeutel.

»Ja«, sagte ich. Meine Wangen glühten.

»Oh, Mist«, hörte ich jemanden vom Tisch hinter mir. Daraufhin schwiegen alle. Ich gab Lynn eine Pfundmünze, nahm die Milch und eilte fort, ohne mich noch einmal zum Tisch umzudrehen oder Lynn zu beachten, die mir »Warte, dein Restgeld!« hinterherrief.

Der Bericht des Dienststellenleiters kam um halb zehn per Mail, genau in dem Augenblick, als auch Kate ins Büro zurückkehrte. Seit dem Vorfall oben in der Kantine vor zwanzig Minuten hatte ich heimlich ein paar Tränen vergossen, mein Gesicht auf der Damentoilette gewaschen und beschlossen, die Sache zu vergessen. Schließlich wusste ich ja, dass sie hinter meinem Rücken tuschelten. Sie redeten über jeden, der gerade nicht im Raum war, ich war also keine Ausnahme.

Kate stellte hinter mir den Kessel auf und räusperte sich.  
»Willst du auch einen Tee?«

»Ja, gerne. Das wäre nett.«

Natürlich hatte sie gehofft, dass ich ablehnen würde, aber irgendwie hatte ich eine sadistische Freude daran, ihr Angebot anzunehmen. Der Tee war viel zu milchig, als sie ihn vor meiner Nase auf den Tisch knallte. Doch ich hatte so große Lust darauf, dass es mir nichts ausmachte. Immerhin hatte sie sich irgendwie Mühe gegeben.

»Danke, Kate. Sieht toll aus, genau wie ich ihn mag.«

Der Bericht enthielt meistens fünf oder sechs Punkte: Verbrechen und Unfälle, die sich am Vortag ereignet hatten. Zudem alles, was irgendwie nach einem kritischen Vorfall aussah – Raubüberfälle, plötzliche und verdächtige Todesfälle, Selbstmorde. Vergewaltigungen und Morde interessierten mich ganz besonders, falls irgendein Straftäter, den ich überwachte, ausgerastet war. Obwohl ich auch im System nach Verbrechen, die über Nacht passiert waren, suchen konnte, war der Bericht ziemlich praktisch, weil dort die schwersten Verbrechen übersichtlich aufgelistet waren.

Und da stand es.

### *Seltsamer Todesfall*

Am Freitag um circa 20:32 Uhr fuhr eine Streife zu einem Wohnhaus in der Newmarket Street in Briarstone, da ein Nachbar aufgrund des strengen Geruchs, der aus dem Anwesen drang, dort eingedrungen und in einem Wohnzimmer einen verwesenen Leichnam gefunden hatte, bei dem es sich vermutlich um eine 43-jährige Frau handelt, die unter genannter Adresse wohnhaft gemeldet ist. Die Angehörigen wurden benachrichtigt. Die Kriminalpolizei war bereits am Tatort. Obwohl die Untersuchungen noch laufen, liegt bisher kein Verdacht auf ein Verbrechen vor.

Das war's. Keine Ahnung, was ich erwartet hatte – vielleicht einen Tusch –, jedenfalls war es eine ziemlich langweilige Beschreibung, die bewusst Informationen an diejenigen weitergab, die in Kenntnis gesetzt werden sollten, aber jene im Unklaren ließ, die nichts erfahren sollten.

Fast den ganzen Samstag über war das Nachbarhaus voller Leute gewesen. Der Wagen der Gerichtsmedizin parkte vor meinem Haus, und obwohl ich bereits mit den Beamten der ersten Streife vor Ort gesprochen hatte, wartete ich den ganzen Tag darauf, endlich richtig vernommen zu werden.

Ich war in einem labilen emotionalen Zustand. Übelkeit und der Schock darüber, was ich gesehen und getan hatte, wechselten sich ab. Ich ärgerte mich, dass sie so lange brauchten, und hatte Schuldgefühle, weil ich nicht gleich die Polizei verständigt, sondern stattdessen eingebrochen und wie eine Möchtegern-TV-Polizistin herumgestolpert war.

Nachdem ich die Leiche gefunden hatte, war ich nach Hause zurückgegangen und hatte die Tür verriegelt. Dann hatte ich sie wieder kurz geöffnet, um die Katze rauszuwerfen, denn als ich meine Hand unter ihren Bauch geschoben hatte, spürte ich statt weichem, flauschigem Fell nur feuchten, übel riechenden Dreck.

Der Gestank klebte an meinen Händen, meiner Strumpfhose, meinem Rock. Schwarz, grün, braun, genau die Farbe, die man erhält, wenn man alle Farben eines Malkastens mischt, dazu der durchdringende Verwesungsgeruch. Ich zog mich direkt in der Küche aus und stopfte alles in die Waschmaschine. Ich stellte sie auf sechzig Grad und wollte sie gerade anmachen, als mir plötzlich der Gedanke kam, dass ich das vielleicht besser nicht tun sollte. Vielleicht handelte es sich um Beweismaterial.

Nur – für welches Verbrechen?

Ich wusch meine Hände mit stark parfümierter Desinfektionsseife, doch selbst danach stanken sie noch immer bestialisch. Daraufhin riss ich Papier von einer Küchenrolle, befeuchtete es, träufelte ein wenig Küchenreiniger drauf und rieb meine Beine ab, falls von der ekligen Leichenflüssigkeit irgendwas durch meine Strumpfhose auf die Haut gelangt war.

Und die ganze Zeit kämpfte ich gegen den Brechreiz an. Jedes Mal, wenn mir der Geruch in die Nase stieg, musste ich husten und würgen.

Als ich mich endlich einigermaßen sauber fühlte, rief ich die Polizei.

»Kent Police, was kann ich für Sie tun?«

»Ich habe im Haus nebenan soeben eine Leiche entdeckt. Sie ist bereits ziemlich verwest.«

»Gut«, sagte die weibliche Stimme am anderen Ende der Leitung. Ich hörte, wie sie auf ihre Tastatur tippte: Code 240B für »mutmaßlicher Leichenfund« eingab. »Wie heißen Sie?«

»Annabel Hayer.«

Ich beantwortete alle Fragen – Adresse, Telefonnummer und Details zu dem, was ich gesehen (das Licht) und gehört (nichts) und gerochen (Fäulnis) und vorgefunden hatte (eine Leiche in einem Sessel) –, bis ich irgendwann beinahe selbst davon überzeugt war, dass ich mir das alles nur eingebildet hatte.

»Heute Abend ist viel los«, sagte die Frau am Telefon. »Sobald eine Streife frei ist, schicke ich sie raus.«

Ich ging nach oben, duschte mich, wusch mir die Haare und zog mir saubere Sachen an, stank aber immer noch, wenn auch etwas weniger. Ich spähte aus dem Fenster, doch noch war kein Streifenwagen zu sehen.

Die Katze maunzte und wollte ins Haus. Ich öffnete ihr, schloss die Küchentür und ließ ihr ein improvisiertes Bad in der Spüle

ein. Ich hatte schon zuvor Katzen gebadet, und wie jedes Mal war es wieder eine traumatische Erfahrung. Sie zerkratzte mir die Arme, als ich versuchte, ihren Rücken und den Bauch mit einem Schwamm und meiner besten pH-neutralen Bioseife und warmem Wasser zu waschen. Immerhin konnte ich den größten Dreck entfernen. Sie leckte sich, ihr Fell stand überall ab. Allein der Gedanke an den Gestank verursachte mir Brechreiz, selbst nachdem ich sie eingeseift, abgespült und mit einem Geschirrtuch abgetrocknet hatte. Sobald sie sich aus dem Geschirrtuch gewunden hatte, fegte sie panisch durch die Küche und warf allerlei Sachen um. Da ich um mein Geschirr besorgt war, öffnete ich die Hintertür, und sie schoss nach draußen.

Um zehn Uhr kam endlich die Streife. Sie gingen nach nebenan, riefen Verstärkung und sagten mir, dass ich ins Bett gehen könne.

Im kühlen Licht des Samstagmorgens sah dann alles schon wieder ganz anders aus. Die Katze saß auf den Stufen an der Hintertür und war total beleidigt. Sie kam sofort herein, als ich die Tür öffnete, drehte mir aber gleich den Rücken zu, setzte sich in die Küchenecke und rührte sich erst wieder, als ich ihr Schälchen mit Katzentrockenfutter füllte. Das Fell auf Rücken und Bauch stand immer noch in klebrigen Borsten ab, doch immerhin stank sie nicht mehr.

Ich hatte den Beamten der Abteilung für Schwerverbrechen, der mich schließlich befragte, noch nie gesprochen. Obwohl er mir seinen Ausweis zeigte, als ich ihn hereinließ, vergaß ich sofort wieder seinen Namen. Er sagte mir, dass er seit einem Jahr bei der Polizei in Briarstone sei, woraufhin ich mich erinnerte, ihn in der Kantine gesehen zu haben.

»Wie geht es Ihnen?«, fragte er, als er in mein Wohnzimmer kam. »Muss ein ziemlicher Schock gewesen sein.«

Es war bereits Nachmittag, und ich hatte noch nichts gegessen.

Wenn ich nur daran dachte, kamen mir sofort die aufgedunsene Leiche, ihre Hautfarbe und die Lache unter dem Stuhl in den Sinn.

»Mehr oder weniger«, sagte ich. »Aber so, wie es dort stank, hatte ich mir schon etwas Ähnliches gedacht.«

»Ja, ist kein schöner Anblick.«

»Möchten Sie einen Tee? Oder Kaffee?«

»Kaffee wäre großartig, danke. Zwei Stück Zucker. Darf ich kurz Ihre Toilette benutzen?«

Ich zeigte ihm, wo die Toilette war, ging dann in die Küche, setzte den Kessel auf und wartete, bis das Wasser kochte. Auf dem Küchensims stand eine kleine Engelsstatue, die ich in einem New-Age-Laden in Bath gekauft hatte. Die Sonne fiel darauf und brachte sie zum Glänzen, als sei sie von einem Heiligenschein umgeben.

Ich brachte die Tassen ins Wohnzimmer. Er saß bereits, hatte einen Notizblock auf den Knien, den Kopf gesenkt, und notierte sich irgendwas.

»Danke«, sagte er. »Sie arbeiten fürs Intel, stimmt's?«

»Ja«, antwortete ich. »Ich bin Analytikerin bei der Einheit für öffentliche Sicherheit und gleichzeitig Fallanalytikerin der North Division.«

»Sie haben zwei Jobs?«

»Mehr oder weniger. Erst waren wir zu viert, da war ich nur für öffentliche Sicherheit zuständig, dann wurden letztes Jahr zwei aus dem Team versetzt, sodass wir jetzt nur noch zu zweit sind. Wir teilen uns die Arbeit der verschiedenen Bereiche auf.«

Er war nicht im Geringsten an unserem Job interessiert, doch ich hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, irgendwann jemanden zu finden, dem die Ungerechtigkeit auffallen würde, dass ich für ein und dasselbe Gehalt die doppelte Arbeit verrichtete. Ich hätte ihm beinahe noch gesagt, dass Kate nur

Fallanalytikerin für die North Division war, während ich das und zusätzlich die Analyse für die Einheit für öffentliche Sicherheit machte. Doch wie immer biss ich mir auf die Lippen und schwieg.

»Also«, sagte er. »Sie sind durch die Hintertür ins Haus gegangen, stimmt das?«

»Ja«, antwortete ich. »Ich habe Licht gesehen und fand das ein wenig komisch, weil ich dachte, dass dort niemand mehr wohnen würde.«

»Es brannte Licht? Wo denn?«

»Im Esszimmer. Dort stand eine Lampe auf dem Tisch.«

Er schrieb. Nervös wartete ich, bis er fertig war. »Fangen wir am Anfang an. Am Telefon haben Sie gesagt, Sie hätten ein Fenster eingeschlagen.«

»Nein«, sagte ich, »jedenfalls nicht absichtlich. Ich habe gegen die Tür gedrückt, die Scheibe war lose, ist in die Küche gefallen und auf dem Boden zerbrochen. Eine Scheibe unten in der Tür war bereits kaputt.«

»Aber die Tür stand offen?«

»Nein. Der Schlüssel steckte von innen. Ich habe sie aufgesperrt.«

Er schrieb weiter.

»Und Sie sagten, es habe Licht gebrannt ...«

»Ja. Im Esszimmer.«

»Brannte es noch, als Sie wieder gingen?«

»Ja.«

»Sie haben es nicht ausgeschaltet?«

Ich starrte ihn verwirrt an. Natürlich hatte ich es nicht ausgeschaltet – warum hätte ich das tun sollen? Dann hätte ich in der Dunkelheit herumtaumeln müssen. Allerdings war ich ziemlich verwirrt gewesen. Vielleicht hatte ich es am Ende doch ausgemacht.

»Ich glaube nicht, dass ich es ausgeschaltet habe«, sagte ich unsicher.

Er machte ein Geräusch, das wie ein »Hm« klang.

»Werde ich jetzt wegen Hausfriedensbruchs verhaftet?«, fragte ich und lachte gequält.

»Noch nicht«, sagte er und grinste. »Ich habe vorerst noch einiges zu tun.«

Die Befragung schien eine Ewigkeit zu dauern, auch wenn es am Ende weniger als eine Stunde war. Er gab mir seine kritzeligen Notizen zu lesen und ließ sie mich dann auf seinem Block unterschreiben, zum Zeichen, dass ich bestätigte, was er notiert hatte. Er sagte, dass er alles ins Reine tippen und mir irgendwann am Montag im Büro vorbeibringen würde. Dann ging er wieder zum Haus nebenan und ließ mich in Ruhe.

Kurz darauf klopfte jemand an die Haustür. Es war ein Mann, den ich nicht kannte. Er trug eine schlecht sitzende Jacke und Jeans und hatte sein üppiges graues Haar in einer Art Tolle aus dem Gesicht gekämmt.

»Hallo, entschuldigen Sie, dass ich Sie störe«, sagte er. Ich hätte ihm natürlich auf der Stelle die Tür in Gesicht schlagen sollen. Da ich aber höflich bin, tat ich das dummerweise nicht.

»Ich bin Reporter beim *Briarstone Chronicle*«, sagte er. »Ich wollte Sie wegen der Sache mit Ihrem Nachbarn fragen und wissen, ob Sie die Polizei verständigt haben?«

Ich biss mir auf die Lippe. »Keine Ahnung, wer die Polizei verständigt hat«, sagte ich. »Tut mir leid.«

»Man hat mir gesagt, dass es ein Nachbar war. Auf der anderen Seite steht aber kein Haus, ich dachte also, dass Sie es gewesen sein müssten.«

»Ich habe keine Ahnung, wovon Sie reden«, sagte ich. »Ich habe zu tun, tut mir leid.«

»In Ordnung. Danke, dass Sie sich die Zeit genommen haben.«

Ich gab ihm nicht die Möglichkeit, noch etwas hinzuzufügen, und schloss die Tür. Ein paar Stunden später klopfte es erneut. Diesmal guckte ich zuvor durch den Türspion und sah einen anderen unbekanntem Mann vor dem Haus, der definitiv keine Uniform trug. Er war noch ziemlich jung, sportlich gekleidet, hatte dunkle Haare, die dringend einen neuen Haarschnitt brauchten, und trug eine Brille. Dicht hinter ihm stand eine Frau mit einer großen Kamera, die an ihrem Handgelenk baumelte. Ich öffnete nicht.

Obwohl ich mich dreimal geduscht und meine Kleidung gewaschen hatte, stieg mir hin und wieder der Gestank in die Nase. Vielleicht bildete ich mir das auch nur ein. Die Katze war sauer und hatte sich mit dem Rücken zu mir und dem Zimmer auf dem Sofa zusammengerollt. Es würde vermutlich etwas dauern, bevor sie mich wieder ansah.

Es war schon fast zehn Uhr, und ich hatte kaum etwas Sinnvolles gearbeitet. Ich konnte mich einfach nicht dazu aufraffen, den taktischen Lagebericht in Angriff zu nehmen, also öffnete ich das Betriebsleitsystem und suchte nach meinem Namen und meiner Adresse. Streng genommen verstieß das gegen die Vorschriften, aber falls mich tatsächlich irgendwer zur Rede gestellt hätte, hätte ich vermutlich entgegengesetzt, dass ich ein begründetes Interesse daran hatte, der Sache auf den Grund zu gehen.

ANRUFERIN GIBT AN, DASS IM NACHBARHAUS EINE LEICHE IST

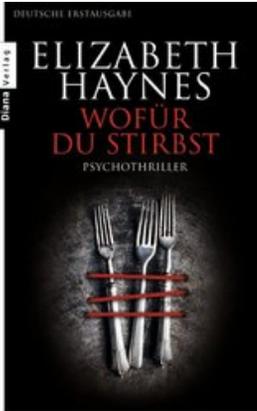
\*

DAS HAUS IST UNBEWOHNT

\*

ANRUFERIN ERKLÄRT, KATZE SEI REINGEKOMMEN, HABE GESTUNKEN UND EINE SUBSTANZ AUF DEM FELL GEHABT

\*



Elizabeth Haynes

**Wofür du stirbst**

Psychothriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-35770-9

Diana

Erscheinungstermin: Januar 2014

Er tötet nicht, er haucht deiner Seele das Leben aus

Annabel Hayer arbeitet als Fallanalytikerin bei der Polizei. Als sie zufällig die Leiche einer Nachbarin, die einsam in ihrer Wohnung verhungerte, entdeckt, forscht sie nach. Im Laufe des letzten Jahres starben über zwanzig Menschen allein in ihrem Zuhause – ohne jegliche Fremdeinwirkung. Schieden all diese Menschen wirklich freiwillig aus dem Leben, oder hat sie jemand dazu gezwungen? Ohne es zu ahnen, gerät Annabel in das Visier des Mannes, dessen stärkste Waffe seine süßen Worte sind ...